

Titel: Der fremde Gott
Predigttext: Jer 23,16-29
Pfarrer: Gerson Raabe
Datum: München, den 3.6.2018



Da ist einer ganz schön sauer, nicht wahr? Wenn ich es recht verstehe, dann ist da jemand ganz schön sauer auf einen ganzen Berufsstand. Das wiederum macht mich stutzig. Verärgerung über einen ganzen Berufsstand. Ausnahmslos alle aus diesem Beruf haben versagt oder versagen. Es handelt sich um den Berufsstand der Propheten und derjenige, der sauer ist, ist Gott.

Karikiert gesagt: Die Beziehung zwischen dem Chef und seinem Bodenpersonal ist nach unserem Predigttext gestört. Und genau hier kann etwas nicht stimmen. Dass zu bestimmten Zeiten dies oder jenes aus dem Ruder läuft, das kommt schon mal vor. Aber dass alle durch die Bank Mist bauen, da kann etwas nicht stimmen.

Wenn wir einmal die über 2500 Jahre zeitliche Diskrepanz des Textes zu heute auf sich beruhen lassen: Alle Pfarrerinnen und alle Pfarrer verkündigen nicht die Botschaft Gottes – das wäre in der Tat ein äußerst merkwürdiger Befund. Der Vorwurf lautet, dass sie das verkündigen, was sie selbst in ihrem Herzen tragen. Und dass sie denen nach dem Munde reden, die mit der Sache mit Gott gar nichts anfangen können: „Euch wird es wohlgehen und über euch kommt kein Unheil.“ Darüber entbrennt der Zorn Gottes, denn auf diese Weise wird den Menschen Gott nicht nahegebracht, sondern ausgetrieben. So müsste der Befund lauten.

Doch – wie gesagt – da kann etwas nicht stimmen. Zunächst einmal müssen wir unser Augenmerk darauf richten, dass hier ja nicht Gott selbst spricht. Es ist eben doch ein Prophet, nämlich der Prophet Jeremia, durch den das Wort Jahwes ergeht. Nun ist Jeremia – wie ich gerne zugestehen will – nicht irgendein Prophet. Jeremia ist der Prophet des neuen Bundes. Jeremia gehört zu den herausgehobenen religiösen Persönlichkeiten Israels.

Lassen wir die Kirche im Dorf: Es ist dieser Jeremia, der den Vorwurf erhebt, dass nicht die Botschaft des Gottes Jahwe das Anliegen der Kollegen ist, sondern dass sie verkündigen, was sie in ihren Herzen tragen, dass sie diejenigen bestärken, die mit der Sache mit Gott nichts anfangen können und dass sie so den Zorn Gottes entfachen. So aber bringen die-

se Kollegen den Menschen Gott nicht nahe, sondern sie treiben den Menschen Gott aus.

Das hört sich nun aber doch schon etwas anders an. Und um das schöne Wort zu verwenden, das Martin Luther wenn nicht gar erfunden, dann zumindest bei seiner Bibelübersetzung verwendet hat – ich meine das Wort „scheel auf etwas blicken“ – „was siehst du so scheel auf deinen Bruder“ – um also dieses Wort aufzugreifen, lassen Sie uns, wenn auch nur kurz, aber eben doch einmal scheel auf die Kolleginnen Pfarrerinnen und Pfarrer blicken.

So bedauerlich dies auch immer sein mag: Kommt es nicht immer wieder vor, dass das, was von der Kanzel gesagt wird „Gesichte aus dem eigenen Herzen“ sind? Ist das nicht eine latente Gefahr, dass die Predigerin, der Prediger vor allem über eines spricht, nämlich über sich selbst? Ich will mich bei solch kritischer Rückfrage gar nicht ausnehmen. Aber ist das nicht eine echte Gefahr, dass wir vor allem aus uns selbst schöpfen?

Ich weiß, dass immer auch davon die Rede ist, dass das, was von der Kanzel aus gesagt wird, authentisch sein soll. Doch ist damit nicht die Gefahr gegeben, dass vor lauter Authentizität die Botschaft sich im – so wird man ja mit aller Zurückhaltung sagen können – persönlichen Klein-klein erschöpft. Und dieses persönliche Klein-klein ist dann meistens auch noch ziemlich banal, nämlich so, wie Lieschen Müller oder Willi Wacker sich eben die Welt vorstellen. Doch wen interessiert das schon?

Auch nervt die Redundanz, die ständigen Wiederholungen, die man in diesen Zusammenhängen über sich ergehen lassen muss. Wie es beim Propheten schon steht, dieses ewige „mir hat geträumt, mir hat geträumt“, dieses „mir ist wichtig geworden, mir ist wichtig geworden.“ Gerne würde man dazwischenrufen: „Und wenn schon! Behalten Sie Ihre wichtigen Einsichten doch bitte für sich!“ Ich kannte einmal einen Pfarrer, der ständig sagte: „Gott meint es gut mit dir!“ Irgendwann konnte ich das nicht mehr hören. „Wissen Sie was, erzählen Sie das doch Ihrem Friseur, aber verschonen Sie uns bitte mit Ihren Allgemeinplätzen.“

Und hat der Prophet nicht unrecht, wenn er anprangert, dass in diesem Klein-klein das Wesentliche, um das es in der Religion eigentlich geht, eher ausgetrieben als nahegebracht wird? Und wenn das so ist, kann man sich dann nicht vorstellen, dass in dem Fall, in dem das Wesentliche verdeckt wird, unterschlagen wird, dass man darüber nicht zornig werden kann. Zuerst vielleicht der Prophet auf die Kollegen und dann in diesem Zorn des Propheten auch Jahwe auf seine Boten.

Das mit dem Zorn Gottes gehört zum Schwierigsten, was uns mit den Traditionsbeständen unserer Religion mitgegeben ist. Will man sich nicht mit einer weichgespülten Fassung von Religion zufrieden geben, die wie eine tibetanische Gebetsmühle etwa das bereits Zitierte wiederholt: „Gott meint es gut mit dir!“ und die über ein „Gottes Liebe ist so wunderbar“ nicht hinausdenken will oder kann, dann sieht man sich der schier unlösbaren Frage gegenüber, was das mit dem Zorn auf sich haben soll.

Näher kommt man dem Thema – so glaube ich – wenn man sich menschlichen Erfahrungen zuwendet, die mit Scheitern, Grenze oder Ende zu tun haben. Zorn, das gehört zu Erschütterungen, die bis ins Mark gehen. Zorn gehört in das Umfeld von Scheitern und von Einbrüchen, von Abbrüchen und Tod. Eines erscheint mir dabei allerdings für diese Zusammenhänge grundlegend zu sein. Letztlich muss jede und jeder für sich entscheiden, wie er solche Erfahrungen deutet und ob er sie und wie er sie mit dem in Verbindung bringen will oder kann, was ihm augenblicklich Gott ist.

Damit sind wir sozusagen an der Nahtstelle angelangt, die den Text des Propheten Jeremia in seiner Bedeutung für uns heute betrifft. Es ist die Frage nach Gott selbst. Das Erstaunliche ist nun, dass genau hinsichtlich dieser Frage, Jeremia gewissermaßen zeitlos ist. So fremd uns einerseits – nennen wir es einmal so – die durch Jeremia vorgetragene Gerichtspredigt an die falschen Propheten ist, so zeitgemäß ist sie andererseits. Das überrascht, ja das muss uns überraschen.

„Bin ich nur ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr, und nicht auch ein Gott, der ferne ist“, so steht es beim Propheten. Und das hat in viererlei Hinsicht Aktualität. Einmal ist es nämlich tatsächlich auch heute noch so, dass viele, viele Geistliche von einer verblüffenden „Nähe“ ausgehen. Die reden von Gott, wie von einem Gegenstand unserer Alltagswelt. Das gilt – man muss das einmal in aller Deutlichkeit sagen – von weiten Teilen einer kirchlichen Normaltheologie. Gott sei's geklagt!

Gott ist da dieses oder jenes und er macht dieses oder er will jenes. Gott wird zu einem Gegenstand unserer Alltagswelt herabdekliniert. Doch Gott ist kein Gegenstand unserer Alltagswelt. Ist es nie gewesen und wird es nie sein. Mit dem Propheten könnte man sagen: So treibt man den Menschen Gott aus, so bringt man ihnen Gott jedenfalls nicht nahe, denn die Menschen merken sehr schnell, dass das nicht stimmt, dass Gott Bestandteil unserer Alltagswelt ist.

Also ist Vorsicht und Skepsis geboten allem gegenüber, was mit einer großen Selbstverständlichkeit – wir können auch sagen – Ungebrochenheit von Gott redet. Erschwerend kommt hinzu, dass wir in diesem Zu-

sammenhang berücksichtigen müssen, dass sich in mancherlei Weise gerade hier die Gewichte auch verschoben haben. Durch die Aufklärung und die daran anschließende Moderne geriet das Christentum in eine Krise, die im Christentum zu einer Umformung geführt hat. Vieles hat so seine Selbstverständlichkeit verloren und vieles ist nach dieser Umformungskrise nicht mehr so, wie es vorher war. Dazu gehört vor allem auch der Gottesgedanke.

Der Prophet lässt die Gottheit die Frage stellen: „Bin ich nicht auch ein Gott, der ferne ist?“ „Gute Frage!“, so antworten wir sehr gerne. „Gute Frage! Denn in der Tat, wenn du eines bist, dann bist du uns fern und damit fremd geworden. Vermutlich bist du uns noch viel fremder, als du es dem Jeremia damals warst. Und vielleicht ist es gar nicht verkehrt, wenn wir deine Geschichte mit uns seit damals, seit den Zeiten der Propheten bis heute, als eine Geschichte der Entfremdung begreifen.“

„Im Großen kommen wir nicht umhin festzustellen, dass der Gang der Welt auch ein Gang der Entfremdung von dir war. Denken wir nur an die schrecklichen beiden Weltkriege des letzten Jahrhunderts. Gott, was bist du uns dort fremd geworden.“

„Aber auch wenn ich an unterschiedlichste Ereignisse meines eigenen kleinen Lebens denke. Immer und immer wieder vor allem eines: Entfremdung! All die vielen kleinen Schicksalsschläge, die großen natürlich auch – und dann das Schweigen, dein Schweigen. Also zu den guten Bekannten meines Lebens gehörst du jedenfalls nicht, du, dessen Namen ich eigentlich gar nicht richtig weiß. Du, der mir durchaus fern ist, so fern und fremd wie sonst eigentlich kaum etwas anderes.“

Der Prophet spricht mir aus dem Herzen. Und doch geht auch das letztlich nicht spurlos an mir vorüber, dass trotz aller Fremde, trotz aller Ferne etwas da ist, was nicht in dieser Ferne, in dieser Fremde zu verschwinden droht. Ich kann das nicht fassen. Ich kann es nicht genau sagen oder beschreiben. Ich muss es auch nicht genau fassen, sagen oder beschreiben. Doch vom Fremden, vom Fernen ist da auch etwas! Irgendwie.

Ist es eine Macht? Ist es ein bestimmter Geist, der mich beseelt? Ein Feuer? Ein Hammer, der die Felsen zerschmeißt – übrigens eine tolle Arie in Händels Messias. Das müssen Sie sich anhören! „Du zerschlägst sie...“

Mich hat immer die Erzählung von einem anderen Propheten berührt: „Und der Herr sprach: Geh heraus und tritt hin auf den Berg vor den HERRN! Und siehe, der HERR wird vorübergehen. Und ein großer, starker Wind, der die Berge zerriss und die Felsen zerbrach, kam vor dem

HERRN her; der HERR aber war nicht im Winde. Nach dem Wind aber kam ein Erdbeben; aber der HERR war nicht im Erdbeben. Und nach dem Erdbeben kam ein Feuer; aber der HERR war nicht im Feuer. Und nach dem Feuer kam ein stilles, sanftes Sausen. Als aber das Elia hörte, verhüllte er sein Antlitz mit seinem Mantel und ging hinaus und trat in den Eingang der Höhle.“

Nochmal, weil es so einmalig ist: „Als aber das Elia hörte, verhüllte er sein Antlitz mit einem Mantel. Und er ging hinaus aus der Höhle“, er ließ die Höhle, die dunkle und verworrene hinter sich, er trat hinaus ins Freie, aus der Höhle hinaus – so eine Art Katharsis – und verhüllte sein Antlitz. Er trat aus der Höhle ins Licht, in die Klarheit, von Angesicht zu Angesicht, was er da wohl gesehen, was er da wohl geschaut hat, was sich ihm da wohl entbarg? Wie Paulus schreibt: Dann aber werde ich erkennen, wie ich erkannt bin... Amen.